

Die erste Gemeinde Europas

Streifzüge nach Philippi

Thomas Söding

Katholisches Bibelwerk Bistum Münster

1. *Am Anfang – eine Frau mit Herz und Verstand* (Montag, 22. August 2005)
2. *Gastfreundschaft und Bürgerrecht* (Dienstag, 23. August 2005)
3. *Die Austreibung der bösen Geister* (Mittwoch, 24. August 2005)
4. *Das Recht auf Religionsfreiheit* (Donnerstag, 25. August 2005)
5. *Solidarität im Geben und Nehmen* (Freitag, 26. August 2005)
6. *Gotteslob und Nächstenliebe* (Samstag, 27. August 2005)

1. Am Anfang - eine Frau mit Herz und Verstand

Montag, 22. August

Die erste christliche Gemeinde Europas, von der wir wissen, ist Philippi, damals wie heute eine große Provinzstadt im griechischen Makedonien. Paulus hat die Gemeinde von Philippi auf einer seiner Missionsreisen gegründet. Die Apostelgeschichte berichtet davon. Paulus hat der Gemeinde später auch einen Brief geschrieben, der im Neuen Testament erhalten ist. Der Gründungsbericht der Apostelgeschichte und der Paulusbrief an die Philipper zeigen ein farbiges Bild der ersten christlichen Gemeinde Europas.

Gegenwärtig durchläuft die Idee Europas eine tiefe Krise. Es geht um Politik und Wirtschaft, um Macht und Geld. Aber es geht um mehr: um Werte, Ideen, Überzeugungen, um Identität und Offenheit, um *common sense* und Toleranz. Geht es auch um den Glauben? Die Debatte über die europäische Verfassung und den Gottesbezug ihrer Präambel hat gezeigt, wie unterschiedlich die Erwartungen an Europa sind, wie unterschiedlich auch die politischen Kulturen. Die entscheidende Frage, die Christinnen und Christen sich stellen, sollte nicht lauten, wie sie ihre Interessen am besten durchsetzen können. Sie sollte lauten, wie sie von ihrem christlichen Glauben her Europa sehen und die Kultur Europas prägen können.

Der Blick auf die Anfänge hilft, sich zu orientieren (Apg 16,11-40). Am Anfang der Gemeinde von Philippi, am Anfang des europäischen Christentums, steht eine Frau. Ihr Name ist Lydia. Sie ist eine mittelständische Unternehmerin, eine Purpurhändlerin. Sie stammt aus der Stadt Thyatira in Lydien, der heutigen Türkei. Thyatira war im Altertum ein Zentrum der Purpurherstellung. Lydia hat die Chancen ihrer Herkunft genutzt und sich als Purpurhändlerin in Griechenland selbständig gemacht.

Sie trifft Paulus am Sabbat, als der vor den Toren der Stadt Philippi nach einer jüdischen Gebetsstätte sucht. Er spricht, heißt es in der Apostelgeschichte, ganz unbefangen und betont, mit den Frauen, die sich dort eingefunden haben (Apg 16,13). Eine von ihnen ist Lydia. Sie ist keine Jüdin, aber auch keine Heidin. Sie ist eine sogenannte Gottesfürchtige. Sie glaubt an den einen Gott, sie hält die Zehn Gebote, aber sie ist nicht offiziell Mitglied der Synagogengemeinde. Lukas, dem wir die Apostelgeschichte verdanken, sagt ganz schlicht: „Gott öffnete ihr Herz, so dass sie achtgab auf das, was Paulus sagte“ (Apg 16,14). So kommt sie zum Glauben: mit Herz und Verstand.

An Anfang des europäischen Christentums steht eine Frau, der Gott das Herz öffnet und das Verstehen schenkt. Das ist ein Vorzeichen des christlichen Europas. Es ist ein großes Plus. Dieses Plus darf nicht in ein Minus verwandelt werden. Dafür steht das große Pluszeichen des Christentums: das Kreuz Jesu Christi.

Freilich muss sich die Kirche selbstkritisch fragen, wie sie es mit den Frauen hält, ihrem Herz und ihrem Verstand. Grund zur Reue und zu guten Vorsätzen gibt es mehr als genug. Aber die Begegnung des Paulus mit Lydia in Philippi ist kein Zufall. Im Galaterbrief überliefert er, was die Christen bei der Taufe gebetet haben: „Da gilt nicht mehr: Jude oder Grieche, Sklave oder Freier, Mann oder Frau; alle sind wir eins in Christus“ (Gal 3,28). Dies ist der Maßstab der Kirche. Es ist auch ein Maßstab Europas. Dass Frauen *keinen* Schleier tragen müssen – das geht zurück bis in die Anfänge des Christentums in Europa. Dass sie glauben können, ohne ihr Frausein zu verleugnen – auch das ist bereits in Philippi grundgelegt. Dass nicht nur ihr Herz gefragt ist, sondern auch ihr Verstand – das verdanken sie nicht zuletzt dem Apostel Paulus und seinem Verständnis des christlichen Glaubens.

2. *Gastfreundschaft und Bürgerrecht*

Dienstag, 23. August 2005

Die erste Gemeinde Europas ist Philippi in Griechenland. Der erste Christ Europas ist eine Christin, eine Frau: Lydia, eine Purpurchandlerin, eine Gottesfürchtige, der Gott das Herz öffnet, so dass sie genau zuhört, was Paulus sagt, und versteht, was er meint, und glaubt, was er sagt.

Die Apostelgeschichte, in der wir den Bericht über die Gründung der Gemeinde von Philippi lesen, macht nicht viele Worte um Lydias Bekehrung. Desto eindrucksvoller ist, was geschrieben steht. Weil sie glaubt, wird sie getauft. Weil sie weiß, dass sie gebraucht wird, sagt sie zu Paulus und seinen Mitarbeitern: „Wenn ihr urteilt, dass ich dem Herrn gläubig bin, kommt in mein Haus und wohnt dort“ (Apg 16,15).

Lydia, die Unternehmerin, hat ein eigenes Haus. Dieses Haus stellt sie dem Apostel und seinen Mitarbeitern zur Verfügung. Im Haus der Lydia haben sie einen Stützpunkt der Mission. Im Haus der Lydia wird sich aber auch die Christengemeinde zum Gottesdienst versammeln können. Lydia öffnet ihre Türen, und sie wird auch finanziell die Glaubensboten unterstützt haben.

Lydia übt Gastfreundschaft. Gastfreundschaft ist eine elementare Tugend. Sie ist keineswegs auf Europa beschränkt. Sie ist keine Errungenschaft des Christentums. Sie gewinnt aber im Christusglauben eine neue Dimension.

Paulus ist als Missionar auf Gastfreundschaft angewiesen, wie Jesus auf sie angewiesen war und wie die Jünger auf die Gastfreundschaft derer setzen sollten, zu denen Jesus sie gesandt hatte (Mk 6.6b-13). Auf ihren Verkündigungsreisen sollen die Jünger Jesu „nichts“ mitnehmen; sie sollen an die erstbeste Türe klopfen; die Gastfreundschaft, mit der sie damals wie heute im Orient rechnen dürfen, ist die Schwelle, über die sie gehen. Sie nutzen die Güte der Menschen nicht aus, sondern geben ihnen die Möglichkeit, Gutes zu tun und auf diese Weise ihr Herz und ihren Verstand für das Wort Gottes zu öffnen.

Die Häuser sind die Keimzelle der antiken Gesellschaft. Sie sind auch die Keimzelle der Kirche. Es geht nicht um die Gebäude, es geht um die Menschen, die sie bewohnen. In den Häusern lebt eine große Familie; sie übergreift Generationen; ihr gehörten damals auch Diener und Dienerinnen an, die versklavt waren. Man hat damals noch nicht kritisch genug darüber gedacht. Aber eines ist klar: In den christlichen Hausgemeinden werden die Diskriminierungen überwunden. Die Häuser werden zu Rückzugszonen vor dem Zugriff des Staates; sie bieten die Möglichkeit, Gottesdienst im geschützten Raum zu feiern und doch die Türen zu öffnen, für Gäste, die zu Familienmitgliedern werden, wenn ihnen geschieht, was Lydia erfahren hat:

dass Gott ihr Herz für die Frohe Botschaft öffnet. Dann werden aus Gästen Bürger.

Europa ist in vielen Regionen ein Entwicklungsland in Sachen Gastfreundschaft. Auch vom Neuen Testament kann man lernen, wie wichtig sie ist. Nicht jeder Gast wird gleich als Familienmitglied vereinnahmt. Aber jeder Gast ist willkommen. Und jeder Gast – dafür steht das christliche Haus, die christliche Kirche – kann den Gaststatus hinter sich lassen. Im Philipperbrief schreibt Paulus: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel. Von dort erwarten wir Jesus Christus, den Herrn und Retter“ (Phil 3,20). In der Kirche ist das Bürgerrecht nicht von Herkunft und Stand abhängig, sondern vom Glauben, je klarer und entschiedener, um so besser. Ob davon das politische Europa nicht lernen könnte? Die Politik kann kein Glaubensbekenntnis fordern. Aber sie darf nicht nur aufs Geld schauen, auf den Bedarf, die Kompetenz, die Arbeitskraft. Sie muss wertgebunden sein. Wer die europäischen Werte der Freiheit, der Menschenwürde, der Demokratie anerkennt und nicht nur Lippenbekenntnisse ablegt - sollte die Kirche nicht sich dafür einsetzen, dass die europäische Politik darauf setzt – bis hin zu den Bürgerrechten?

3. Die Austreibung der bösen Geister

Mittwoch, 24. August 2005

Die Gründung der ersten Christengemeinde Europas, der Gemeinde von Philippi, ist ein kleines Drama. Lukas erzählt in der Apostelgeschichte – nicht ohne Humor – von einer Sklavin mit einem „Wahrsagegeist“ (Apg 16,16). Sie hat wohl Horoskope gestellt oder aus der Hand gelesen und Menschen, die zu ihr kamen, die Zukunft gedeutet. Man hielt sie für eine kleine Pythia. Ihre Herren hatten daraus ein Geschäft gemacht. Die Frau musste wahrsagen – und die Männer haben kassiert. Das war damals häufig, auch heute ist es nicht selten.

Als die christlichen Missionare in Philippi die Szene betreten, gibt es aber ein Problem. Denn die Sklavin erkennt, wen sie vor sich hat. Sie läuft Paulus und seinen Begleitern tagelang nach und schreit: „Diese Menschen sind Diener des höchsten Gottes, die euch den Weg des Heils verkünden“ (Apg 16,17). Das ist richtig – aber es ist auch peinlich, weil es ja nicht um Paulus geht, sondern um das Evangelium und nicht um den „höchsten Gott“, sondern um den einzig wahren, den Vater Jesu. Deshalb wird es Paulus schließlich zu bunt und er treibt den „Geist“ aus, der die Frau bedrängt (Apg 16,18).

Das ist ein klares Zeichen. Das Christentum befreit Europa vom Glauben an böse Geister und Dämonen, später an Trolle, Elfen, Hexen, Schamanen, Wahrsager. Man mag es für eine Zeit reizvoll finden, mit solchen Mächten zu flirten. Aber man soll mit dem Aberglauben nicht spaßen. Schnell wird er krankhaft. Und Menschen, die in einer Welt vieler Götter leben, wissen, dass damit nicht etwa ihre religiöse Wahlfreiheit steigt, sondern ihre religiösen Pflichten zunehmen - und die Unsicherheit wächst, ob nicht der Neid der einen Gottheit geweckt wird, wenn der anderen Opfer dargebracht werden.

Das Christentum hat die Religionsfreiheit nach Europa gebracht. Nicht auf der Basis einer allgemeinen Toleranz, sondern *in* der Religion, im christlichen Glauben an Jesus, den Befreier, kommt die Freiheit der Menschen zu Geltung. Die Wahrsagesklavin aus Philippi ist die erste, die in Europa davon profitiert.

Das Christentum hat Europa vom Aberglauben befreit, weil es über Glaube und Unglaube aufgeklärt hat, über den einzig wahren Gott und die vielen Götter, die sich nur den Anschein der Realität geben (1Kor 8,4f). Christentum ist Aufklärung. Von Anfang an hat es mit der Philosophie paktiert. Kein geringerer als Joseph Ratzinger, jetzt Papst Benedikt XVI., hat darauf immer und immer wieder hingewiesen. Paulus steht dafür, dass Religion nicht fundamentalistisch wird, weil sie es mit der Wahrheit hält. Später hat sich die Aufklärung gegen das Christentum gewandt und die Kirche gegen die Aufklärung. Das war ein Irrweg. Religion setzt heiße Leidenschaften frei; Religion muss kultiviert

werden. Der Glaube muss sich dem Urteil des Verstandes aussetzen – und der Verstand dem Urteil des Glaubens. Diese Idee ist im christlichen Europa entstanden. Sie auszubreiten, ist eine europäische Mission.

Gewiss ist der Glaube eine Sache des Herzens, der Gefühle, des Willens. Aber er ist auch eine Sache des Verstandes, der Vernunft, der Verantwortung. Glaube, sagt Paulus, ist Gnade. Niemand kann, niemand darf zum Glauben gezwungen werden. Das ist in Europa geschehen ist, gehört zur traurigen Geschichte des Kontinents und der Kirche. Im Jahr 2000 hat der damalige Präfekt der Glaubenskongregation dafür ein öffentliches Schuldbekenntnis abgelegt. Zur Aufklärung gehört Selbstkritik. Je stärker der Glaube, desto freier ist er. Das Schuldbekenntnis der Kirche ist keine Absage an den Wahrheitsanspruch des Evangeliums. Im Gegenteil: Die Wahrheit des Evangeliums besteht gerade in der Freiheit des Glaubens. Im Neuen Testament hat das von Jesus her keiner so gut verstanden wie Paulus. Seine Theologie vertreibt die bösen Geister der Unmenschlichkeit; sie schafft Raum für den Geist Gottes, der die Menschen menschlich sein lässt.

4. *Das Recht auf Religionsfreiheit*

Donnerstag, 25. August 2005

Am Anfang des europäischen Christentums steht die Gründung der Gemeinde von Philippi in Griechenland. Am Anfang dieser Gründung steht die Befreiung einer Sklavin von einem bösen Geist, dem sie als Wahrsagerin gehorchen musste. Ihre Herren hatten gute Geschäfte mit ihr gemacht. Nachdem Paulus den Geist ausgetrieben hat, gibt es Ärger. Die Sklavenhalter sehen sich um ihren Gewinn gebracht. Deshalb hetzen die Besitzer den Mob auf; sie schüren antijüdische Affekte gegen Paulus und seinen Begleiter Silas; sie werfen ihnen vor, die Ordnung zu stören; die Stadtoberen machen sich mit Pöbel gemein, Petrus und Silas landen im Gefängnis.

Beide hatten vollkommen gewaltfrei das Evangelium verkündet; sie hatten allein auf die Macht des Wortes gesetzt; es ist reine Willkür, sie ins Gefängnis zu werfen.

Lukas erzählt in der Apostelgeschichte, dass Paulus und Silas – wie durch ein Wunder – schnell aus dem Gefängnis befreit werden. Ein Erdbeben bringt die Gefängnismauern zum Einsturz. Der Gefängniswärter will sich umbringen, weil er Angst hat, die Gefangenen hätten die Gunst des Augenblicks genutzt und wären geflohen. Er hätte seinen Kopf dafür hinhalten müssen.

Aber Paulus nutzt die Situation nicht aus. Er flieht nicht. Er beruhigt den Gefängniswärter – und der ist so beeindruckt, dass er sich das Evangelium verkünden und taufen lässt.

Aber noch ist die Geschichte nicht zu Ende: In aller Herrgottsfrühe schicken die Stadtoberen einen Boten, Paulus wie Silas heimlich freizulassen. Sie wollen den Skandal vertuschen. Da sind sie an den Falschen geraten. Paulus sagt: „Ohne Urteil haben sie uns öffentlich auspeitschen lassen, obgleich wir römische Bürger sind, sie haben uns ins Gefängnis geworfen, und nun wollen sie uns heimlich fortschicken? Nein, sie sollen persönlich kommen und uns hinausführen“ (Apg 16,37).

Das ist eine Antwort, würdig eines Sokrates, würdig eines freien Römers, erst recht würdig eines Christenmenschen. Paulus klagt für sich die Freiheit ein, seinen Glauben zu bezeugen. Er weiß, dass er recht hat; er weiß, dass das Recht auf seiner Seite steht. Vernünftige Beamte, die es im römischen Reich auch gegeben hat, bestätigen ihm, die fremden Götter und ihre Verehrer nicht zu beleidigen. Er kritisiert den Götterglauben, aber er zieht ihn nicht in den Schmutz. Er treibt theologische Aufklärung und klagt das Recht der freien Rede ein, aber er zwingt niemandem seinen Glauben auf. Er setzt auf das Recht und

auf öffentliche Verantwortung der Mächtigen. Das ist europäisches Erbe, es ist das Erbe christlicher Glaubensfreiheit.

Die heutige Politik garantiert den Kirchen und ebenso anderen Religionen, nicht nur Juden und Muslimen, Religionsfreiheit. Das ist eine moderne Errungenschaft in Amerika und Europa, gewonnen aus dem Geist des Christentums, leider zuweilen gegen den Widerspruch der Kirchen. Im politischen Gespräch der Gegenwart reduziert sich die Religionsfreiheit allerdings oft auf die sogenannte *negative* Religionsfreiheit: Niemand darf zu einem Glauben gezwungen werden. Das ist wichtig, aber greift zu kurz. Das Grundgesetz der Bundesrepublik garantiert Religionsfreiheit auch im *positiven* Verständnis: Niemand darf gehindert werden, seinen Glauben auszudrücken – wenn er die Glaubensfreiheit anderer nicht verletzt. Das nimmt Paulus in Philippi für sich in Anspruch. Europa sollte auf seinen Mut, auf sein Rechtsempfinden und auf seine Glaubensfreiheit schauen. Es würde viel gewinnen.

6. *Solidarität im Geben und Nehmen*

Freitag, 26. August 2005

Die erste Gemeinde auf europäischem Boden ist Philippi in Griechenland. An diese Gemeinde schreibt Paulus einen Brief. Es ist einer der schönsten Briefe des Neuen Testaments: voller Leidenschaft und Herzlichkeit, voll Charme und Ernst, voll Heiterkeit und voller Theologie.

Paulus schreibt diesen Brief aus dem Gefängnis. Wie in Philippi selbst ist er inhaftiert worden, weil man ihm, dem christlichen Missionar, vorwirft, Unruhe zu stiften, die Menschen den alten Göttern abspenstig zu machen und neue Sitten einzuführen. Was ein Christ von der Pax Romana, vom Versprechen allgemeinen Friedens, zu halten hatte, erfährt Paulus am eigenen Leibe. Der angeblich so friedfertige Vielgötterglaube zeigt sein wahres Gesicht. Schon Sokrates hatte in Athen erfahren, wie eine Staatsmacht reagiert, die ihre Politik religiös überhöht, auf einen religiösen Aufklärer reagiert. Es hat ihn das Leben gekostet.

In Philippi selbst war Paulus schnell freigekommen. Jetzt, da er den Brief schreibt (vielleicht fünf Jahre später), steht es ernster. Paulus hofft zwar, dass ihm bald wieder die Freiheit geschenkt werden wird und er weiter das Evangelium verkünden kann. Aber er weiß, dass es ganz anders kommen kann. Er bereitet sich auf seinen Tod vor. Das gibt dem Philipperbrief spirituellen, geistigen und geistlichen Tiefgang.

Die Philipper haben von seiner misslichen Lage gehört. Und sie haben prompt reagiert. Sie wissen, dass Paulus unter den damaligen Haftverhältnissen vor allem zweierlei braucht: Geld und jemanden, der seine Rechte vertritt. Für beides sorgen sie. Und Paulus bedankt sich. Er schreibt den Philipperbrief als Dankesbrief. Er erinnert die Gemeinde an die Verbundenheit, die sich jetzt bewährt: „Mit keiner Gemeinde“, schreibt Paulus, „hatte ich Gemeinschaft im Geben und Nehmen wie mit euch“ (Phil 4,15).

Der Satz zeigt, was christliche Solidarität ist. Sie ist nicht einseitig, sondern wechselseitig. Der Apostel gibt der Gemeinde die Frohe Botschaft; er gibt ihr Kunde von Jesus, seinem Tod und seiner Auferweckung; er ist der Bote, der ihr die Nachricht übermittelt, von Gott unbedingt geliebt zu sein. Aber der Apostel ist nicht nur ein Gebender. Er ist auch ein Empfangender. Immer wieder, nicht nur für kurze Zeit. Um seine Unabhängigkeit zu wahren und nicht in falsche Abhängigkeiten von großzügigen Sendern zu geraten, hat Paulus von seiner eigenen Hände Arbeit gelebt, auch als Missionar. In Philippi hat er eine Ausnahme gemacht. Die Beziehung des Apostels zu dieser seiner Lieblingsgemeinde war so fest, so klar, so eindeutig, dass es keinen faden Beigeschmack hatte, wenn er von den Christen Geld angenommen hat, um

seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Jetzt zeigt sich; die Gemeinschaft ist vor allem eine im Glauben, im Geiste Gottes. Das ist Solidarität nicht nur zu wechselseitigem Nutzen, sondern aus dem Wissen, dass beide einem Größeren verpflichtet sind: dem Sohn Gottes.

Paulus spricht von Gemeinschaft. Das Wort hat bei ihm einen besonderen Klang. Die Gemeinschaft des solidarischen Glaubens wird durch einen Dritten im Bunde gestiftet; durch Gott und Jesus Christus, der alle an seinem Leben teilhaben lässt. Die Solidargemeinschaft, für die von Paulus her die Kirche steht, ist kein Zweckbündnis. Das wird über kurz oder lang von konkurrierenden Interessen zerstört. Die Gemeinschaft des Glaubens ist aber eine unbedingte. Ist deshalb kirchliche Sozialarbeit so nachhaltig? So effektiv? So sensibel und flexibel? Wenn die europäische Politik Sozialpolitik treiben will, wird sie auf die Kirchen nicht verzichten können. Und die europäischen Kirchen müssen sich in Pflicht nehmen lassen, wenn sie ihrem Anfang treu bleiben wollen, den Paulus in Philippi gemacht hat.

6. Gotteslob und Nächstenliebe

Samstag, 27. August 2005

Die Krise, die Europa gegenwärtig durchläuft, ist keine reine Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftskrise. Sie ist eine Vertrauenskrise der Politik. Sie ist eine Krise der Bürokratie und ihrer mangelnden Bürgernähe. Sie ist eine Krise der Ideologie, alles der Macht des Geldes zu unterwerfen. Vor allem ist sie Ausdruck einer Werte- und einer Glaubenskrise. Diese Krise kann nicht von der Politik und nicht von der Wirtschaft gelöst werden. Die Kirche ist gefragt, sie muss vor ihrer eigenen Türe kehren.

Sie muss auf ihre Anfänge in Europa schauen. Die erste Gemeinde auf europäischem Boden gründet Paulus in Philippi. Später schreibt er den Philippern – aus dem Gefängnis – einen Brief. Dieser Brief ist ein großartiges Zeugnis christlichen Glaubens und christlicher Hoffnung.

Im Mittelpunkt steht ein Christuslied, das bis heute im Gottesdienst gesungen wird. Es erzählt in wenigen Worten die ganze Geschichte Jesu: von seiner ewigen Gottessohnschaft über seine Menschwerdung und seinen Tod am Kreuz bis zu seiner Auferweckung und zur Vollendung allen Heiles, die im endgültigen Sieg über alles Böse, über alles Leid, sogar über den Tod besteht (Phil 2,6-11).

Dieses Christuslied stellt die üblichen Wertmaßstäbe auf den Kopf. Besser: Es stellt sie vom Kopf auf die Füße. Damals wie heute galten im alltäglichen Leben Ansehen, Macht, Prestige, Luxus, Ehre als äußerst erstrebenswert. Die griechischen und römischen Philosophen haben allerdings schon hinter die Kulissen geschaut und erkannt, dass die alles nur äußerlich ist und dass es viel Wichtigeres gibt: die Erkenntnis der Wahrheit und das Tun des Guten. Aber darin sind sie doch immer noch an innerer Größe, innerer Überlegenheit und innerer Stärke orientiert.

Im Mittelpunkt des Christusliedes steht hingegen die Demut. Jesus, der Gott gleich war, ist Mensch geworden; er war demütig genug, das Los eines Sklaven anzunehmen. Sein Tod am Kreuz besiegelt ein Leben, das nicht der Durchsetzung eigener Interessen dient, sondern dem Dienst am Nächsten. „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden“, hat Jesus gesagt (Mt 23,12; Lk 14,11; 18,14). Er hat dieses Wort durch sein Leben bewahrheitet. Und er hat damit neue Maßstäbe gesetzt. Paulus hat sie den Philippern erläutert: „Macht nichts aus Ehrgeiz, nichts aus Prahlerei. In Demut schätze einer den anderen höher als sich selbst“ – nicht nur die Schwachen die Starken, sondern mehr noch die Starken die Schwachen.

Das geht nur, wenn die Demut Ausdruck von Gottesfurcht und Gottesliebe ist. „Jesus Christus ist der Herr“ – keiner sonst als er, niemand anderes als der

Gekreuzigte – sind die Philipper in ihrem Lied. Aber Jesus ist der Herr „zur Ehre Gottes des Vaters“ (Phil 2,11).

Gott die Ehre zu geben, das ist der Gang guter Politik. Demütig zu sein, das ist die Voraussetzung, Macht nicht zu missbrauchen. Demut nicht zu verachten, sondern als Tugend der Mächtigen zu empfehlen, getragen vom Glauben an Gott – das ist die Mitgift des Christentums für Europas Politik.

Demut ist allerdings in der Geschichte der Kirche allzu oft gerade denen gepredigt, worden, die ohnehin nichts sagen und entscheiden durften. Das ist ein Missbrauch des Evangeliums. Jesus war stark genug, schwach zu sein. Das deutsche Wort „Demut“ hängt mit „Dienen“ zusammen. Den Mut zum Dienen müssen gerade diejenigen aufbringen, die von niemandem gezwungen werden könnten, ihr Leben in den Dienst Gottes und des Nächsten zu stellen. Für diese Mut zum Dienen hat das Christentum ein ganz präzises Wort: Liebe. Paulus verwendet es in seinem Brief an die Philipper, die älteste Gemeinde Europas: „Ich bete, dass eure Liebe mehr und mehr reich wird an Erkenntnis und Einsicht, damit ihr prüfen kommt, worauf es ankommt“ (Phil 1,9f). Was können wir für Europa, für die ganze Welt besseres hoffen?